

Zwischen ICH und WIR: moralische Individualität heute

„Die Geschichte der Soziologie“, so Hartmut Esser (1993: 8) „beginnt mit dem Verfall der selbstverständlichen Geltung von Traditionen, Institutionen und Werten. Ihre ursprüngliche Zielsetzung ist die Aufdeckung der verborgenen Kräfte und Zusammenhänge des gesellschaftlichen Lebens, das nun auch als prinzipiell anders denkbar erkannt wird. Erst mit dem Zerfall des Selbstverständlichen entsteht die Frage nach den Gesetzen des gesellschaftlichen Zusammenlebens, da dieses Zusammenleben offenkundig trotz seiner prinzipiellen Brüchigkeit erstaunliche Regelmäßigkeiten aufweist.“ Und weil die gesellschaftliche Entwicklung immer wieder Verfall und Wandel des Herkömmlichen hervorbringt, ist die Soziologie vor die Aufgabe gestellt, die Frage nach den Gesetzmäßigkeiten des gesellschaftlichen Zusammenlebens zwar nicht immer wieder neu, aber doch in stets aktualisierten Versionen zu beantworten. Die Geschichte der Soziologie ist damit unbeendbar (vgl. Fritz-Vannahme 1996). Ein Großteil zeitgenössischer Gegenwartsdiagnosen (vgl. Kneer/Nassehi/Schroer 1997; Pongs 1999; Schimank/Volkman 2000) etwa bemüht sich genau um eine solche aktuelle Darstellung und Analyse kontemporärer gesellschaftlicher Verfassungen. Dabei steht generell, neben allen möglichen Einzelaspekten und in allen erdenklichen Variationen, oftmals die Beziehung von „Individuum und Gesellschaft“ im Vordergrund. Dieses Verhältnis von dem Einzelnen und dem Ganzen, von Handeln und Strukturen, von der Produktion der Gesellschaft durch sinnhaftes Handeln von Individuen und der Objektivierung durch die Gesellschaft als eine dem Handeln der Individuen entgegentretende, eigenständige (unter Umständen gar widerspenstige) Wirklichkeit wird von vielen theoretischen Ansätzen der Soziologie – bei allen Differenzen über die angemessene soziologische Methode – als eine *dialektische* Beziehung und *nicht* als Gegensatz aufgefasst: Das gilt für die Unterscheidung von System und Lebenswelt bei Habermas ebenso wie für Luhmanns These der Interpenetration von sozialen und psychischen Systemen oder für Essers Versuch, kollektive Sachverhalte unter Rückgriff auf das durch Situationen strukturierte Handeln individueller Akteure zu erklären. Mit anderen Worten: Der Wandel und Verlust des Selbstverständlichen wird von der Soziologie oftmals anhand der Relation von „Individuum und Gesellschaft“ zu fassen versucht.

Ein solcher Erklärungsversuch der De-Kristallisation sozialer Formationen bei gleichzeitiger Zunahme von komplexen Verflechtungen auf der Basis funktionaler Differenzierung wird gegenwärtig in der soziologischen Diskussion als „*Individualisierung*“ etikettiert. Damit knüpft man u.a. an Parsons

an, der für derartige gesellschaftliche Veränderungen die Kompaktformel des „*Institutionalisierten Individualismus*“ (siehe Parsons/White 1997; vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1994: 21, die von „Institutionalisierter Individualisierung“ sprechen) zur Benennung jener Institutionen ausgegeben hatte, die die Freiheit des Individuums in den Mittelpunkt stellen und zur Verwirklichung von Individualismus *und* stabiler Vergesellschaftung beisteuern. Das bedeutet, dass Parsons entsprechend seiner Annahme einer möglichen Spezifizierung allgemeiner Werte über die Gesellschaftsstruktur die heute als „Individualisierung“ bezeichneten gesellschaftlichen Veränderungen als Institutionalisierung eines Wertes – des Wertes *Individualismus* – begriffen hat. Damit hat Parsons den wichtigen Hinweis gegeben, dass das moderne Individuum nicht nur durch die faktische Differenzierung der Sozialstruktur und die Bereitstellung von Opportunitäten zugleich bestärkt und beschränkt wird, sondern dass ebenfalls moralgebundene Werte zur Ermöglichung und Begrenzung von Individualität beitragen. Auf diese Weise, so die Ansicht von Parsons, begünstigt die moderne Gesellschaft die Hervorbringung einer sozialverträglichen, moralischen Individualität. Mit anderen Worten: Parsons komponiert Individualität, Moral und soziale Ordnung in einem harmonischen Dreiklang.

Ausgehend von diesen Annahmen stütze ich mich nun zur Problemeinleitung auf die im soziologischen Diskurs vorbereiteten Analysen zum „Individualisierungstheorem“³. Darin sehe ich den zur Zeit relevantesten soziologischen Anknüpfungspunkt sowohl für eine Diskussion zum modernen Individualismus als auch zur postmodernen Ethik, ohne dass diese Verbindung (zwischen Individualisierung und postmoderner Ethik) jemals ausreichend thematisiert worden wäre (siehe Bauman 2000a; Kron 2000c). Das liegt u.a. an der Individualisierungsdiskussion selbst, die bisher zu keinem Verständnis finden konnte, was der Terminus „Individualisierung“ denn genau bedeuten soll (vgl. Beck 1993c; Hahn 1995: 30ff.; Kraft 1992: 186; Pollack 1999: 57ff.; Schroer 2000; 1997: 157ff.).⁴ In diesem Sinne verspreche ich mir

3 Da ich von Parsons ausgehe, setzte ich mich auch bewusst in einen Gegensatz zu dem sogenannten „Struktur-Kultur-Paradigma“ von Hoffmann-Nowotny (siehe z.B. 1991c). Dieser verortet zwar, wie der Name verrät, Individualisierung zwischen strukturellen und kulturellen Dynamiken, weist ihr aber keinen systematischen Platz zu, sondern nennt lediglich Merkmale veränderter Parameter mit exemplifizierenden Charakter. Vielleicht ist das auch der Grund, weshalb bei Hoffmann-Nowotny im Kontrast zu der hier vorgestellten Untersuchung Individualisierung mit *De*-Institutionalisierung einhergeht.

4 Empirische Analysen zur Individualisierung bringen im Übrigen sehr unterschiedliche Ergebnisse hervor (vgl. auch die Beiträge in Friedrichs 1998). Günter Burkart (1997) z.B. kommt in seiner Analyse zu „Individualisierung und Elternschaft“ zu einer nahezu vollkommenen Relativierung der Individualisierungsthese: Individualisierung sei kein universeller Trend, sondern auf privilegierte Gruppen beschränkt; die Zusammenhänge zwischen Individualisierung/Standardisierung/Segmentierung seien zu unklar gefasst usw. Die Entwicklung der Semantik von Vornamen dagegen (siehe

von dem folgenden Kapitel bereits ein Stück soziologischer Klärung. Meine These ist dabei im Anschluss an Parsons, dass der Vorgang der Individualisierung im Weber'schen Sinne für die *Geltung* des modernen Individualismus mit verantwortlich ist, was mehr bedeutet „als eine bloße, durch Sitte oder Interessenlage bedingte Regelmäßigkeit eines Ablaufs sozialen Handelns“ (Weber 1976: 42): Der moderne Individualismus verwirklicht sich im individualisierten Handeln, weil er (neben anderen Handlungsmotiven) *auch* gelten *soll* – und dies ist ein durch und durch *modernes* Motiv.

Zusammengefasst: Individualisierung ist ein Mechanismus zur Verwirklichung des „Institutionalisierten Individualismus“, durch den moralische Individualität in ambiguer Weise – durch Ermöglichung und Einschränkung – entsteht.

Gerhards/Hackenbroch 1997) verweist zwar auf signifikante Individualisierungen in der Bedeutung, dass Menschen immer weniger gemeinsame Merkmale (hier: Vornamen) mit anderen teilen. Dies gilt allerdings nur bis etwa 1950, danach konnte dieser Zusammenhang nicht mehr belegt werden (vermutlich auf Grund eines mangelnden Nachweises einer Entschichtung bei der Vergabe der Vornamen). Als Indikator *für* Individualisierungsprozesse zeigt sich wiederum ein eindeutiger Wandel der Beziehungsvorstellungen von einem traditionell-rollenteiligen Modell zu einem partnerschaftlich-emotionalisierten Beziehungsmuster, dem das Leitideal eines expressiven Individuums zu Grunde liegt (siehe Buchmann/Eisner 1997).